

gelehrten Töne der Laie den e muntere, mehr en Unbesonnen-

sch alles verwirrt und jeder die unselige Komödie verwünscht, dann halte er ein: dann ist die große Krise im Zuge, die Wunder im Schauspiel erweckt, und er mag getroßt sein, daß nichts mehr passieren kann. Das ist das Geheimnis der Franzosen. Sie wissen, daß man die Schauspieler wie Derwische, die sich drehen, erst künstlich verzuken muß: dann bändigen sie alle Schlangen. Hermann Vahr.

„Le Pilote.“

Im großen Kaisersaal der Charlottenburger Flora verhalf die fleißige Direction der Sommeroper einem beachtenswerten französischen Opernwerke zur ersten Aufführung in Deutschland. Herr J. Ulrich, der Componist, eine sympathische Persönlichkeit im Alter von fünfundsiebzehn Jahren, mit scharfen, geistvollen Zügen, stark gelöstetem Haupthaar, von nervöser, beweglicher Eleganz der Geberden war erschienen, um Proben und Premiere seines Werkes „Le Pilote“ zu leiten. Er hatte die Freude, bei einem Auditorium, das sich aus den verschiedenartigsten Elementen mischte, eine fast enthusiastische Aufnahme zu finden. Die Berliner Kritik war ziemlich vollzählig erschienen, Premierenbummler, Charlottenburger Epiker, Verleger und Agenten, interessierte neugierige Musiker, Damen der eleganten Welt — ja, was konnte man nicht alles zu lieblichem Kra- vereint sehen!

Herr J. Ulrich stammt aus einer elsässischen Familie. Er selbst, in Trinidad geboren, ist frühzeitig nach Paris gekommen und hat sich dort im Musikleben eine angesehene Stellung erworben. Er ist ein Schüler, oder besser gesagt, der Schüler Gounods. Der Einzige, der nicht etwa durch eine Folge üblicher Rectionen in die Geheimnisse der Compositionstechnik eingeweiht wurde, sondern der sich in fortgesetztem, freundschaftlichem Verkehr mit dem Meister, welcher sich zum Lehrer nicht qualifiziert, das no- im, wonach es ihn gelüstete.

So ist es selbstverständlich, daß sein Werk eine große Familienähnlichkeit mit der Gounodschen Muse aufweist. Es bezeugt ein ziemlich präventionsloses Fortschreiten im Stile der alten, großen, vorwagnerischen Oper. Von den Principien des Bayreuther Meisters ist kein Hauch zu spüren. Ueberall geschlossene Formen, große, passiose Ensemblestücke, auf eine ein musikalische Wirkung gemünzt, nicht als Notwendigkeit aus der Situation erwachend, gedehnte, artenmäßige Monologe, Ballets und Aufzüge, kurz alle Requisiten einer Kunstgattung, die immer noch nicht aussterben will.

Wenn man bei Ulrich eine Schaffenstendenz feststellen wollte, so müßte es nur eine sein, die sich in Gegensatz zu dem späten Wagner stellt, die statt des Zerfließens in die sogenannte, endlose Melodie, in das sprach- und sinnangepasste Recitativ, überall, wo es nur irgend anständig ist, begrenzte Melodien, kleine, geschlossene Formen, sogar vollständige, balladene Strophenlieder anstrebt. Es ist aber kaum anzunehmen, daß man hinter dem auffallenden Mangel an recitativischer Gestaltung in „Le Pilote“ das bewusste Betreten eines Nades zu wittern habe, der zu neuen Zielen und Formen führen könnte. Dagegen spricht die ganze Anlage des Textbuches, die eine durchaus schablonenhafte ist, die einer Neulandssehnsucht in angeedeutem Maße feinerlei Vorschub leistet, so daß man unschwer leise Contraste zwischen den Absichten der Librettisten Armand Silvestre und Aristide Sandrey und dem allem Anschein nach also dunklen Drange des Componisten erkennt.

„Le Pilote“ bedeutet eine schätzenswerte Vermehrung unseres Opernbestandes, aber keine Bereicherung der Kunstgattung. Er ist beachtenswert durch seine rein musikalischen Qualitäten, durch die Theaterwirksamkeit einiger nach vergilbten Rezepten aufgebauten Scenen, aber ohne Interesse für den, welcher in jedem neuen Kunstwerk neue ungeahnte Perspektiven, wenn auch in bescheidenstem Maße, erschlossen haben will.

Die Musik an sich gleicht einer Reihe von Aquarellen, mit leichtem Pinsel mühelos hingeworfen. Sie ist liebenswürdig, sie schwingt nicht. Durchweg verräth sie einen freisinnigen, phantasie- und geschmackvollen Autor. Sie ist sicher in der Charakteristik der wechselnden Stimmungen und steigert sich, getragen von echtem, starken Gefühl, häufig zu wichtiger, dramatischer Lebendigkeit. Von außerordentlicher Schönheit ist ein Lenzzeit im zweiten Act, ein Muster geistreich-französischer Melodienbildung, eine „Legende“ der Marcelline zu Beginn des zweiten Actes, eine „Romance“ Gabriels im dritten Act. Die Instrumentation, überall wohlklingend und von modernem Geist erfüllt, stellt dem Orchester schwierige und interessante Aufgaben.

Das Textbuch behandelt die Rivalität zweier Liebhaber. Der jüngere, ein armer Fischer namens Gabriel, besitzt die Liebe, der ältere, ein begüterter Kothe, namens Mathurin das Wort Marthas. Er hat sich dem Ungeliebten in einer schweren Stunde versprochen, als es galt, dem während eines heftigen Unwetters auf hoher See verirrten Gabriel Hilfe zu bringen, und zwar als Lohn für das sonst unerschließliche Rettungswort. Als Mathurin merkt, daß nicht ihn Marthas Liebe gehört, löset er sich in Schmerz und Jörn nach einer bitteren Auseinandersetzung mit Gabriel fast zu einem Morde hin. Aber fromme Gesänge aus der nahen Capelle, in der auch Martha sich befindet, erklingen zu rechter Zeit, um die Bewegung seines

gehobenen Armes zu hemmen, das gezückte Messer seiner Hand entfallen zu lassen. Es vollzieht sich in ihm eine plötzliche Umwandlung, er hält Gabriel, der drauf und dran ist, in die Welt zu ziehen, zurück, thut segnend die Liebenden zusammen und fährt in eine unbestimmte, graue Zukunft aufs Meer hinaus. Dieser Stoff, der an und für sich nicht so übel ist, ist ein Opfer theatralischen Ungeheures, sentimentaler Verlogenheit geworden. Er ist schlecht zusammengerastet. Statt zu zwei knappen Acten hat er zu drei langen herhalten müssen. Die in dem unpassenden Rahmen sich dehrenden lyrischen Scenen sind ohne Stimmungsdruck und ohne dichterischen Wert. Realistische Motivierungen, streng psychologische Entwicklungen werden durchweg schmerzlich vernichtet.

Hoffentlich findet der Componist eine Dichterindividualität, die im Stande ist, sich der feingigen inniger anzuschmiegen. Aus solchem Verein dürfte ein erfreuliches Resultat erprieseln! Die Eigenarten Ulrichs sind leicht zu erspähen. Er dürfte auf dem Felde des graciösen Singspiels Hervorragendes leisten.

Berlin.

Max Marschall.

Die Woche.

Politische Notizen.

Der Reichstag hat: die paar namhaften Abgeordneten der deutschen liberalen Partei, welche ihr seit dem Coalitions-Fiasco davongelaufen sind, oder die hundert gleichgiltigen Abgeordneten, welche ihr geblieben sind? Die Davongelaufenen haben jedenfalls die Logik auf ihrer Seite. Denn als Herr v. Plener seinen Mandatsverzicht mit dem Scheitern der Coalition, für die er gearbeitet, begründete, gab ihm die ganze Partei feierlich ihre Zustimmung. Was aber für Herrn v. Plener gilt, ist in noch viel höherem Maße für die anderen Mitglieder der Partei wahr. Denn für die Coalition hat die gesammte Partei sich eingesetzt, haben alle ihre Mitglieder ihren politischen Ruf gewagt. Herr v. Plener war, neben dem Grafen Wurmbbrand und dem Grafen Stürgkh, so ziemlich der Einzige, der auch von der Coalition etwas profitiert hat. In selbst für den höchsten Coalitions-Frustrificierer, Herrn v. Plener, der Fall der Coalition stark genug gewesen, um seine politische Abhandlung zu revidieren, so ist für die anderen Liberalen, die dem allgemeinen Passivum der Parteipolitik nicht das geringste Activum persönlicher Vortheile entgegenzusetzen haben, die politische Concurranz nur umso dringlicher geworden. Herr v. Plener hat die Partei irreführt, um sich und seine Familie standesgemäß zu versorgen. Das beweist wenigstens einen gewissen Grad von egoistischer Klugheit. Aber die liberalen Abgeordneten, die sich von ihm zugläubig haben irreführen lassen, haben gezeigt, daß sie nicht einmal für sich selbst zu sorgen verstehen. Sie sind vergleichsweise entschieden die noch Unfähigeren, und die Partei wird nicht tüchtiger, wenn ihr nur die Dümmeren treu bleiben.

Das ist eine umgekehrte Austerität, die sich jetzt in der deutschen liberalen Partei vollzieht. Die Schlechteren überleben die Besseren. Nicht nur dem Intellekt, sondern auch der Moral nach. Denn anständiger, ehrlicher, gewissenhafter, auch muthiger ist es doch, einen begangenen Capitalfehler offen einzugehen und sich selbst zu justifizieren — wie es die paar Parteiführer gethan haben, — als den Fehler zu verschweigen, zu beschönigen, auf die Legislaturperiode und die Gutmüthigkeit und Jerschtheit der Wähler hin weiter zu sündigen, wie es die Parteiklotten möchten. Die Schuldigen und Mitschuldigen, welche sich jetzt selbst opfern, geben der Wählerschaft doch wenigstens die Möglichkeit, durch Entsendung neuer Männer und Annahme einer neuen Taktik den Ruf der Partei zu verbessern. Jene verstockten Säuler, die auf ihren Plätzen bleiben, obgleich sie sich des ihnen gewährten Vertrauens unwürdig gezeigt haben, verhindern ihre Wählerschaft, die Sache der Partei von der Coalitionsabgeordneten zu trennen, und ihretwegen wird zum Schluß die Partei für die Schuld ihrer unfähigen Mandatäre aufzukommen haben.

Nicht jene liberalen Coalitionsabgeordneten begehen eine Untreue gegen die Partei, welche sie von der eigenen Last befreien, sondern die anderen, die weiter auf der Partei liegen bleiben und wie Parasiten von ihrem Fleisch und Blut zehren. Für das, was die gegenwärtigen Abgeordneten der liberalen Partei, in der Zeit ihrer Mandatsdauer, d. i. seit 1891 geleistet haben — die Irrfahrten von der Laaffe-Opposition zur Laaffe-Gesellschaft, von der dreibeitigen Majorität abermals zur Laaffe-Opposition, vom Sturz Laaffes zur Errichtung der Coalition, von der summen, dummen Plenererei zum Sturz der Coalition und von da wieder zum freiwilligen Governmentalismus und zur doppelzähligen Abstimmung Cilli — für alle diese politischen Verbrechen gilt es nur eine Sühne, und diese ist: die sofortige collective Mandatsniederlegung aller deutschliberalen Abgeordneten. Dann haben wir binnen wenigen Wochen 107 Neuwahlen und damit einen Wahlkampf, der für die deutsche Wählerschaft des Reiches von fast ebenso entscheidender Bedeutung werden kann wie eine allgemeine Reichsraths-Wahlcampagne. Beweisen dann die Wähler bei den Erneuungen, daß sie in den letzten fünf Jahren etwas gelernt haben, dann schicken sie neue Männer mit neuer Taktik ins Abgeordnetenhaus und befreien uns so von den unerbittlichen parlamentarischen Zuständen, deren Grund hauptsächlich in der Erziehung einer Partei liegt, die numerisch zu stark ist, als daß sie keinen Einfluß auf die Arbeiten des Hauses sollte ausüben können, geistig und moralisch aber zu hilflos bereit, um noch irgend eine heilsame Wirksamkeit entfalten zu können.

In der Politik gibt es keine Pietät für Alter, Schwäche und Geisteslosigkeit, sondern eher eine Pietät für Jugend, Kraft und neuen Geist. Die